

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 45 (1969-1970)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Tell war doch der Stärkere : wie der Direktor eines Schweizer Unternehmens in Österreich die Gestapo erlebte  
**Autor:** A.R.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1079201>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Tell war doch der Stärkere

Von A. R.

Wie der Direktor eines Schweizer Unternehmens in Österreich die Gestapo erlebte

Der folgende Bericht zeigt bei allen selbstverständlichen Unterschieden manche Ähnlichkeit mit der heutigen Situation in der Tschechoslowakei. Er beginnt vor dreißig und endet vor fünfundzwanzig Jahren. Der Mensch hat sich seither vielleicht doch weniger verändert, als manche wähnen – leider.

In einem früheren Artikel (Februar 1967) hatte der Verfasser unter dem Titel «Die beiden Nationalhelden – Wie ein Schweizer Unternehmer die Nazi-Herrschaft in Österreich erlebte» den Kampf des Tochterbetriebs in N. der Firma «Klar und Fest» nach dem Anschluß unseres Nachbarlandes ans Dritte Reich im März 1938 beschrieben.

Sogleich hatte der jüdische Direktor, Lieb, zurücktreten müssen. A.R. erlebte mit ihm und einem Professoren-Ehepaar die unablässigen Demütigungen und die räuberischen Konfiskationen, denen die Juden damals ausgesetzt waren. Es gelang ihm, Direktor Lieb in die Schweiz kommen und nach London weiterreisen zu lassen, wo dieser sich nochmals eine geachtete Stellung erarbeitete.

Daß es in N. inzwischen auch A.R. selber zu Recht allmählich ungemütlich geworden war, wird im folgenden deutlich werden. Er hatte Herrn Freimut, einen sympathischen, auf unpolitische Art ganz antinazistischen Süddeutschen als Direktor und Betriebsführer eingesetzt.

Den Befehl, die Bilder Hitlers und Görings in seinem Büro aufzuhängen, hatte A.R. so befolgt, daß er an die Stelle von Führers Stellvertreter «den schweizerischen Nationalhelden» setzte. Der Beschauer hatte den Eindruck, Hodlers Tell brauchte nur seine Waffe zu einem zweiten Gessler-Schuß zu senken. Vorläufig bekam aber doch der Irrsinnige mit dem Schnäuzchen die Oberhand. Wer aber sollte am Schluß der Stärkere sein und wie spielte sich das ab?

Red.



ein ganzes Leben wird mir die Kundgebung gegen Kardinal Innitzer, ungefähr im August 1938, im Gedächtnis bleiben. Ich war gerade in Wien.

Innitzer hatte die Sünde begangen, in seiner Sonntagspredigt zu verkünden, daß die oberste Gewalt auf Erden Christus sei. Daraufhin wurden in seinem Palais am Stephansplatz, wie ich feststellte, die Fensterscheiben eingeschlagen. Ein Priester wurde vom ersten Stock auf das Pflaster geworfen und eine Hostie verbrannte.

Das genügte alles nicht. Die Gefolgschaften aller Wiener Betriebe wurden auf den «Ring» kommandiert, Betriebsführer an der Spitze. Alle hundert Meter ein Lautsprecher, Gauleiter Saukel hielt eine Brandrede. Ich hörte mir diese in einem Café an. Sie endete mit der Aufforderung, ruhig nach Hause zu gehen. Die Menge setzte sich aber nach dem Karls-Platz in Bewegung, marschierte durch die Kärntnerstraße in 20er Kolonnen, am Kardinalspalais vorbei und durch die Rote Turmstraße wieder ab.

Daß dieser Marsch nicht wie behauptet dem «spontanen Volkswillen» entsprang, ist klar: der direkteste Weg zum Palais hätte durch die Radialstraße geführt. Im Zug wurden Galgen mitgetragen, mit der Inschrift: «Hier wollen wir Innitzer sehen!»

Schlüsse wurden in die Luft abgegeben. Die Erregung – ich stellte mit der Stoppuhr etwa 160 000 Personen fest – war bewußt auf den Siedepunkt gebracht worden. Es war ein Wunder, daß es nicht zu Tumulten und neuen Exzessen kam.

## Anpassung und Widerstand

Vor allem im Bahnhof-Restaurant und im Tennisclub bekam ich Kontakt mit Einheimischen. Mir schien, bei den meisten Leuten, mit denen ich verkehrte, waren der Anschluß ihres Landes ans Dritte Reich und auch der Nationalsozialismus populär. Österreich war bis 1914 eine maßgebende europäische Macht gewesen und schrumpfte dann auf ein 8-Millionen-

Volk zusammen. Die Leute glaubten, in Hitlers neuem Reich einen Ersatz für die verlorene Größe zu finden. So empfanden wohl ausgerechnet viele Akademiker, wie Aerzte, Richter und Ingenieure, sowie viele Angehörige der protestantischen Minderheit.

Die meisten Arbeiter schienen mir bedeutend weniger begeistert. Sie getrauten sich aber begreiflicherweise kaum, sich gegen die Hitler-Sache zu äußern.

Die Propaganda hatte schon lange vor dem Anschluß verheerend gewirkt: «Wien ist nicht lebensfähig in einem kleinen Land», «Die Wirtschaft geht immer mehr zurück.» Dabei hatte zum Beispiel unsere Firma 1934 noch 20 Betriebsangehörige, im Moment des Anschlusses 70. Dieser Aufschwung entsprach einer allgemeinen Erholung. Der NS-Propagandaleiter behauptete: «Das verdanken Sie dem Führer!» Ganz wie mein Betriebsobmann, der mir einige Wochen – ! – nach dem Anschluß erzählte: Jetzt seien andere Zeiten; früher hätte seine Schwester als Hebamme nichts zu tun gehabt und nun habe sie jeden Tag eine Geburt!

Die meisten Einwohner ließen bald mit einem verkleinerten Parteibecher am Rockaufschlag herum. Streiterei oder Begeisterung? Jedenfalls wurde das dann für Nichtmitglieder verboten. Anderseits durchdrang das Regime alles bis zum Automobil-Club und Briefmarkenverein, besonders auch die Frauenverbände. Alle diese Vereinigungen erhielten das Präfix NS, und die Parteimitglieder führten darin das große Wort.

Es ist möglich, daß das Regime mehr Gegner hatte, als man wußte. An einem Empfang des Führers bekam dieser einen seiner Wutanfälle, weil sein Wagen arg hergerichtet wurde – wie es hieß «durch die begeisterte Menge». Hitlers Besuch sollte geheim bleiben. Die Sache war aber durchgesickert. Die SS meinte, wenn der Führer inkognito kommen will, wird nicht abgesperrt, die SA war gegenteiliger Meinung, so war er bloß auf der Hälfte des Weges geschützt.



Illustration Fritz Hellinger

Einer meiner österreichischen Bekannten gehörte zum aktiven Widerstand: Generaldirektor Oberegger war als Vertrauensmann Schuschniggss schon beim deutschen Einmarsch ins Konzentrationslager Dachau gesteckt worden. Nach seiner Freilassung gründete er sofort eine Gruppe, die für den Fall einer Revolution Panzer bereithalten wollte. In der Maschinenfabrik Wiener Neustadt fehlten ständig während acht Tagen gewisse Teile für zehn Panzer, die sie jeweilen für die Armee fertiggestellt hatte. Das konnte nicht sehr lange geheim bleiben, und Oberegger mußte diesmal nach Buchenwalde.

Seine Frau war von all dem in den Nerven sehr angegriffen. Sie schlug uns einmal vor, ihren Mann als Juden erklären und mit Fluchtsteuer in die Schweiz entweichen zu lassen.

#### Fröhlicher

Ich hielt es für angezeigt, mich einmal auf der Schweizer Gesandtschaft in Berlin vorzustellen, um mir so für alle Fälle eine Rückendeckung zu verschaffen.

Minister Fröhlicher fing sofort an, sich über die Schweizer Zeitungen zu beklagen, die ihm in seiner Stellung so ungeheure Schwierigkeiten machten. Ich erwiderte, wir beide, er und ich, wüßten doch recht genau, wie in Deutschland gegen Recht und Gerechtigkeit, besonders auch gegen die Juden gesündigt würde. Was unsere Zeitungen darüber berichteten, sei doch bereits nur ein ganz kleiner Bruchteil dessen, was geschehe. Noch mehr zu

verschweigen, würde den Widerstandswillen unseres Volkes auf unerträgliche Weise schwächen.

Er erwähnte, daß er neulich mit seinem Auto mit deutscher Nummer in die Schweiz gefahren sei und ihm dann in Laufenburg Buben Steine nachgeworfen hätten. Ich meinte: «Gott sei Dank.» Ich habe ihn gewiß nicht bekehrt, aber ich bin froh, daß ich meine Meinung offen gesagt habe.

Bei dieser Gelegenheit hatte ich in Berlin noch ein anderes sehr ärgerliches Erlebnis. Vor der Reichskanzlei hörte ich «Vo Luzern uf Wäggis zue». Eine Schar Kinder in Schweizertrachten sang das Lied und brach in den Ruf aus: «Wir wollen unseren Führer sehen!» Offenbar eine Treuekundgebung der deutschen Kolonie in der Schweiz.

#### Unter Spionageverdacht

Wir gehörten zu den wenigen Firmen, denen die deutschen Behörden den Telephonverkehr mit Österreich gestatteten – um so den neuen Direktor überwachen zu können.

Als ich im Sommer 1940 Freimut wieder einmal anläuten wollte, meldete die Firma, er sei mit unbekannter Adresse verreist. Er war wegen Spionageverdacht verhaftet worden. Das einzige, was man zur Not dahin auslegen konnte, war, daß er in einem Monatsrapport – wie wir feststellten – eine Bestellung über einen Apparat «nach Wels» gemeldet hatte. Dort befand sich ein Fliegerhorst. Die Angabe blieb auf dem Original in Österreich stehen, während sie auf dem Schwei-

zer Doppel in Erkenntnis der Gefahr ausradiert wurde.

Das scheint man zum Anlaß für Freimuts Inhaftierung genommen zu haben. Der Fall war konstruiert. Er bedeutete aber deswegen nicht etwa eine geringere Gefahr – auch für mich, wie ich sofort spürte und was sich bald bestätigte. Hatte Freimut spioniert, so war ich Komplize!

Freimut hatte sich oft – deshalb gebe ich ihm hier ja auch diesen Namen – im Bekanntenkreis und auch in der Firma vergleichsweise freimütig über vieles geäußert. Da ich eine sehr geringe Meinung von den Möglichkeiten des Einzelnen gegenüber dem Nazi-Staat hatte, war ich zwar empört und traurig, aber nicht überrascht über die Hiobsbotschaft am Telephon. Umso weniger, als Freimut kurz zuvor meinen kaufmännischen Direktor und mich nach Feldkirch hatte kommen lassen, um uns gewisse Befürchtungen mitzuteilen.

Typisch für Freimut war ein Fall, auf den die Gestapo seines Wissens freilich erst nach der Verhaftung kam, als sie auch das Wiener Büro durchsuchte. Freimut berichtet selber:

#### Der Wechselrahmen

«Ein tüchtiger Geschäftemacher sandte einen Wechselrahmen mit Empfehlung höchster Parteistellen an Haushalte und vor allem an Büros. Jeden Monat etwa kam ein neues Bild und mußte bezahlt werden. Nur wenige hatten den Mut, das nicht mitzumachen.

Als ich einmal im Wiener Büro war, hing da ein solcher Wechselrahmen, über dem Schreibtisch der Sekretärin, und wenn ich von dem meinen aufflickte, sah ich das Bild vor mir: damals ein SS- und ein SA-Mann, von der Seite, wobei dieser von jenem zum Teil verdeckt war. Der «Künstler» hatte die Köpfe ausgezeichnet getroffen: reine Verbrechertypen.

Nachdem ich ein paar Mal von meiner Arbeit aufgeschaut und dann stets auf das Bild hatte starren müssen, bat ich die Sekretärin, das Bild gegen die Wand zu drehen. Sie tat es bereitwil-

**Tell war doch der Stärkere**

lig. Sie war eine gute Katholikin, sicher keine Nazi. Gottlob sagte ich noch: „Wenn das nächste Bild kommt, dann tun Sie das gleich in den Rahmen und hängen es natürlich wieder richtig auf!“

Bei einer der Vernehmungen zog der Assistent des Gestapo-Beamten von N., Pointner, plötzlich das Bild aus seiner Aktentasche und fragte böse: „Wie kommen Sie dazu, dieses Bild verkehrt an die Wand zu hängen?“

Ich erschrak. Schließlich gab ich zurück: „Gefällt Ihnen das Bild?“

„Natürlich“, schnaubte er. „Und außerdem: Was soll das?“

„Ja, sehen Sie!“ sagte ich, „ich bin da erblich stark belastet. Mein Vater war Archäologe und Kunsthistoriker, und ich bin zu sehr kritischem Empfinden für gute und schlechte Kunst erzogen worden. Ich habe natürlich nichts gegen die SA oder gar die SS, aber dieses Bild finde ich scheußlich! Die Sekretärin wird Ihnen auch gesagt haben, daß sie das nächste Bild wieder richtig aufhängen soll.“

„So“, erwiderte Pointner, „wenn das Bild 40 Millionen Deutschen“ (warum nicht 60?) „gefällt, könnte es sehr wohl auch Ihnen gefallen!“

„Gestatten Sie eine Gegenfrage: Wieviele von den 40 Millionen haben Sie gefragt?“

Pointner sagte nichts mehr, steckte das Bild wütend wieder in die Tasche. Das war wohl der gefährlichste Moment meiner Verhöre. Die Behandlung des Helgens hätte mir als parteifeindliche Handlung ausgelegt werden können – und darauf stand Konzentrationslager, KZ!“

**In Himmlers Schutzhaft**

Als eigentlichen Grund seiner Verhaftung vermutete Freimut einerseits den

**Vier Photos**

Photographen:

Bruno Kirchgraber (1/4),  
Albert Winkler (2/3)

**Thema: Musik**

Willen der NSDAP, der Nazi-Partei, den Betrieb in die eigene Hand zu nehmen, was ich ja zwei Jahre zuvor, am 1. April 1938, nur durch mein persönliches Erscheinen hatte verhindern können. Anderseits sei von Untergebenen gegen ihn intrigiert worden.

Was sonst dahinter stand, war schwer zu sehen – auch der Grund, weshalb denn dieser Unrechtsstaat, der soviele Unschuldige ins KZ und in den Tod schickte, am Schluß Freimut doch wieder freiließ. Daß dieser und ich eine ganze Reihe von Nazi-Größen der Stadt N. herausgefördert, ja innerlich zum Sieden gebracht hatten, ist klar. Das genügt wohl als Erklärung. Freimut hatte ja auch Hodlers Tell im eigenen Büro hängen lassen, mit der abwehrenden Hand und der Armbrust, die er Hitler entgegenhielt.

Nun, nach etwas über einem Monat Untersuchungshaft teilte ein freundlicher Amtsrichter Freimut mit, die Anklage wegen Landesverrats sei falfengelassen und statt dessen eine solche wegen fahrlässigen Landesverrats erhoben worden. Auf vorsätzlichen hätte auf jeden Fall die Todesstrafe gestanden. Freimut meinte, er sei froh, das erst jetzt zu erfahren, wo die Gefahr vorüber sei!

Sechs Wochen später wurde er mit anderen zusammengetan, mit denen er ins Polizeigefängnis übergeführt werden sollte – er angeblich, um von dort entlassen zu werden. Noch im Untersuchungsgefängnis waren sie eine Nacht und einen Tag zusammen. Die meisten waren zu KZ verdonnert, einer zum zweiten Mal. Und dieser wurde ausgefragt, mußte ununterbrochen erzählen und Rat geben.

Anderntags gings also ins Polizeigefängnis. Die anderen gingen ihrer traurigen Zukunft, wahrscheinlich ihrem schließlichen qualvollen Tod entgegen. Freimut wurde nicht frei, durfte nicht einmal seine Frau sehen, wurde in eine Zelle gesperrt, in der schon ein hoher katholischer Geistlicher, Chorherr von St. Florian und ehemaliger Vorstand der Österreichischen Volkspartei, saß. Weiter erfuhr er nichts, bis ihm nach Wochen ein

Schutzhaftbefehl ausgehändigt wurde: i.A. Heydrich.

**Ein «Devisenvergehen»**

Wie der umgedrehte Wechselrahmen, so wurde Freimut auch ein «schweres Devisenvergehen» (unerlaubter Geldtransfer ins Ausland) zur Last gelegt. Die Sache erschien ihm – vielleicht zu Unrecht – «mehr komisch als gefährlich», wie er in seinen eigenen Erinnerungen schreibt. So oder anders bestätigt sie, wie schlecht die verschiedenen Dienststellen im totalen Staat oft zusammenarbeiten.

Die Werke in N. waren uns schon lange einen beträchtlichen Betrag für erfolgte Lieferungen schuldig. Aber die Wiener Devisenstelle lehnte kategorisch jede Transferierung ab. Als Freimut einmal aus anderem Grund in Berlin war, ging er zur dortigen «Devisenhauptstelle». Er unterbreitete seine Unterlagen und erhielt sofort die Genehmigung. In sein Notizbuch trug er ein: «Betrag sofort nach Aarau überweisen, bevor Wiener Devisenstelle davon Wind bekommt und Einspruch erhebt.»

Wien erfuhr aber überhaupt nichts, weil Berlin schwieg. Doch die Gestapo arbeitete nach Freimuts Verhaftung dessen Notizbuch genau durch.

Nach der Freilassung fragte Freimut bei der Devisenstelle von N., was mit dieser Anklage eigentlich los sei. Die Herren lächelten dünn: die Sache habe sich erledigt. Die Gestapo hatte sie offensichtlich fabriziert, ohne irgend eine Devisenstelle zu fragen.

**Den Tatbestand nie erfahren**

Das Merkwürdige ist, daß man Freimut den Tatbestand, den man ihm zur Last legte, nie genau bekanntgab. Da war unter anderem die Rede von einer Jahresbilanz 1939, die er «dem Schweizer Stammhaus geschickt habe, bevor er sie der Wirtschaftskammer von N. vorgelegt hätte». Aber gerade diese Handelskammer setzte sich dann energisch für Freimuts Freilassung ein, was vielleicht sogar den Ausschlag gab.

Freimut wußte, da sein Bruder kurz

Tell war doch der Stärkere

auf der Zensur tätig gewesen war, daß diese in Stuttgart war. Er fragte später die Herren, weshalb sie Anzeige gegen ihn erstatten hätten. – Das hätten sie nicht. – Er sei aber deswegen neun Monate in Untersuchungs- und Schutzhaft gewesen. – «Nun wurden sie lebhaft», berichtet Freimut: «Da befände ich mich gewaltig im Irrtum. Sie erinnerten sich genau an meine Korrespondenz mit der Schweiz. Alles korrekt! Darin hätten sie nicht die kleinste Kleinigkeit zu beanstanden gehabt. Die Unterhaltung brach freilich bald ab, da ich merkte, daß ein Gespräch über Gestapomethoden nicht tunlich war.

Aber ich wußte jetzt, die Gestapo hatte auch da gelogen. Sie hatte mich damals einfach im Geschäft einige Wochen überwachen lassen. Ich spürte das ja damals auch und veranlaßte die Unterredung in Feldkirch. Aber weder ich noch die Direktion in der Schweiz konnten etwas dagegen tun. Bei einer der ersten Unachtsamkeiten, welche von dem oder den Ueberwachern gemeldet wurde, schnappte die Gestapo zu.»

#### **Feindsender, Verschlüsselung und verbotene Literatur**

Auch die Gestapo war natürlich nicht frei von Schwächen. Die Herren konnten übrigens sehr freundlich sein. Zu Beginn des Krieges mußten in N. alle unsere Facharbeiter einrücken. Das widersprach aber dem Erlaß, der unseren Betrieb als «kriegswichtig» einstuftete. Freimut gelang es als ehemaligem Fliegeroffizier, alle seine Leute bei Fliegerhorsten der Umgebung aufzuspüren und loszubekommen – bis auf einen. Der sei ein Kommunist und ins KZ geschickt worden, hieß es.

Freimut versuchte umsonst, seinen Betriebsobmann, einen hundertprozentigen Nazi, zur Gestapo zu schicken, um den Mann herauszukriegen. Da ging er selber hin – und wurde mit größter Freude empfangen: Sie hätten Befehl, jeden einfachen ehemaligen Kommunisten – es war die Zeit des Molotow-Ribbentrop-Pakts – auf solches Begehren hin herauszugeben;

aber kein Mensch habe sich bisher getraut, deswegen zu kommen. Nun konnten sie also endlich zeigen, daß es nicht ihre Schuld war, wenn die Anordnung keinen größeren Erfolg hatte.

Lange Zeit später erhielt Freimut dann einen Spankorb mit selbst geplückten Heidelbeeren. «Erst jetzt», erklärte der Befreite, «weiß ich, daß Sie allein mich herausholten. Zunächst haben alle meine Freunde mir erzählt, was sie alles dafür getan hatten!»

Wie untüchtig die Gestapo sein konnte, zeigte sich bei Freimuts Verhaftung. Drei ihrer Leute kamen, während andere ihn in seinem Büro ausfragten, zu seiner ahnungslosen Frau. Einer lief sofort zum Radio, um festzustellen, auf welchem Sender er stehe. Dank der Sorgfalt von Frau Freimut war das in Ordnung. Auch wiesen die Lebensmittelvorräte nicht auf Hamsterkäufe. Dann gingen die Beamten an die Bibliothek, und das war eine böse Sache.

Kurz zuvor hatte Freimut im Geschäft eine Werksbibliothek entdeckt, in der zu seinem Schrecken die Literatur aus der österreichischen Kampfzeit gegen den Nationalsozialismus vollzählig vorhanden war. Er ließ all die vielen gefährlichen Bücher und Schriften auf sein Büro bringen, um sie zu vernichten. «Da lag nun», so berichtet er, «ein ansehnlicher Haufen auf meinem Tisch. Ich schmökerte etwas darin und merkte, daß ich da jede Aufklärung über die Vorgänge vor der Nazizeit erhalten konnte, die mir als Reichsdeutschem fremd waren. Nach Feierabend, als der Betrieb ganz leer war, packte ich die Bücher in meinen Wagen. Zuhause stellte ich sie in meine Bibliothek.»

Freimut war zudem vom größten Buchhändler am Platz in dessen Keller geführt worden. Der hatte seinen gesamten Bestand an verbotenen Büchern dorthin in Sicherheit gebracht. «Ich konnte kaufen, was ich wollte», berichtete Freimut, «zu Spottpreisen. Es waren wunderschöne Sachen dabei. So erwarb ich einen alten Heine

in 29 Bänden, auch eine Erstausgabe vom ‚Kapital‘ von Marx und manches andere. Wenn ich hinzufüge, daß ich außer ‚Mein Kampf‘ kein einziges Nazi-Buch besaß, kann man sich denken, welch ‚staatsfeindliche‘ Bibliothek ich da beisammen hatte.

Was aber machten die Gestapo-Schergen? Sie wußten, daß ‚Staatsfeinde‘ sich die Wellenlängen von feindlichen Sendern auf irgendeiner Seite eines Buches notierten, damit niemand das feststellen könnte. So nahmen sie denn ein Buch nach dem andern aus der Bibliothek, blätterten Seite um Seite um und waren damit manche Stunde beschäftigt.» Sie suchten wohl auch nach dem berühmten Geheimcode, den im Verkehr mit mir Freimut angeblich verwendete. Dieser erzählt weiter: «Neben unserem Radio lagen Patience-Karten. Auf einer standen die Wellenlängen. Das fanden sie nicht.»

Über die Art der Bücher bemerkten und meldeten sie offensichtlich nichts. Hielten sie sich stur an einen eng gefaßten Auftrag – aus Angst, sich die Finger zu verbrennen, oder vielleicht gar aus einer gewissen geheimen Sympathie? Wahrscheinlicher ist, was Freimut meint: «Die Titel sagten ihnen nichts – sie waren zu ungebildet oder zu dumm, daraus Schlüsse zu ziehen.»

Die wertvolle Bibliothek blieb also unbehelligt. Immerhin wollte Frau Freimut ihre Sorge nachher irgendwie ausleben und verbrannte «Das Kapital». «So ging», bedauerte ihr Mann, «diese schöne Ausgabe verloren.»

#### **Wahre Freunde**

Der Spruch von den «Freunden in der Not» traf in diesem Fall nicht zu. Wir versuchten auch von der Schweiz aus allerhand zu tun; aber das war ungefährlich. Großartig setzten sich Freimuts Bruder und ein Freund, Prinz Georg von Sachsen Meiningen, für ihn ein. «Dieser», so erklärte später Freimut, «glaubte zwar nicht gerade, daß wir noch im einstigen deutschen Rechtsstaat lebten, war aber vom Drang beseelt, das, was davon übrig

Tell war doch der Stärkere

blieb, mit allen Mitteln gegen die Eingriffe der Gestapo zu schützen». Der Reihe nach schrieb er einen Brief an Reichsmarschall Hermann Göring, zwei Dienstaufschreibesbeschwerden an das Reichssicherheitshauptamt, eine davon «an den Chef der Sicherheitspolizei und des SD» (Heydrich), Briefe an «den Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei» Heinrich Himmler und nochmals an Göring. Ein lakonischer negativer Bescheid Heydrichs enthielt die drohende «Bitte», «sich in den Ausdrücken bei Vorwürfen gegen meine Beamten und bei der Ihnen nicht zustehenden Kritik staatspolizeilicher Maßnahmen zu mäßigen». Nun schrieb Meiningen noch zweimal an die Kanzlei des Führers und schließlich an Reichsrechtsführer Frank.

Mehr bewirkte Freimuts jüngerer Bruder unter Berufung auf beider Dienste in der Luftwaffe. Zudem war dieser Bruder Pg. (Parteigenosse) und Professor. Er erhielt nach eigenen Untersuchungen in N. von Heydrich endlich Auskünfte über die Anschuldigungen gegen Feimut. Dieser habe «laufend Monatsrapporte, die u. a. auch ein genaues Bild über Rüstungsaufträge gaben, nach der Schweiz geschickt. Empfänger war der z. Zt. in einem Schweizer Armeestab sitzende Dir. Dr. R.». Freimut habe schließlich, «nachdem er auf die Strafbarkeit seiner Rapporte durch seinen eigenen Wirtschaftsprüfer hingewiesen worden war, seine Briefe in verschlüsselter Form in die Schweiz gesandt...»

Nun hatte Freimut der Jüngere etwas zum Einhaken. Beim Charakter seines Bruders komme solch verschlüsselter Verkehr gar nicht in Frage, antwortete er. Es dürfte sich um die gewöhnliche Bezeichnung von Produkten durch Buchstaben, Serien- und Einzelnummern handeln. So war es auch.

Nun erwirkte der Bruder, daß «der Obergruppenführer Heydrich» die Frage von Freimuts «Enthaltung» Reichsmarschall Göring anheimstellte. In einer «Bürgschaftserklärung» bot



sich Freimut der Jüngere an, «als Offizier mit meiner Ehre und mit meinem Kopf für meinen Bruder und Waffenkameraden... zu haften». Er wies insbesondere auch auf den Enthaftungsantrag der Wirtschaftskammer von N.

Die Inhaftierung durch die Gestapo war erfolgt, obwohl die Untersuchung rechtsgültig eingestellt worden war. Nun wurde er wiederum ohne Gerichtsverfahren aus dem Gefängnis in die relative Freiheit des Nazi-Alltags entlassen. Es scheint, daß an einer Sitzung, an der Hitler, Göring, Himmler und Heydrich teilnahmen, während der Bruder von Freimut im Vorzimmer wartete, beschlossen worden war, das Verfahren gegen diesen und den Schweizer A.R. einzustellen.

Nun fand Freimut heraus, daß die Vorschrift, auf Grund deren er verhaftet worden war, nur für Großbetriebe galt. Für die mittleren wie den unseren gab es dem Buchstaben nach freies Ermessen. Auf Grund dieser Entdeckung konnte er Wiederaufnahme des Verfahrens und einen völligen Freispruch erwirken. So funktionierte dann plötzlich die Rechtsmaschinerie wieder, wenn man Sonderapparaten (Gestapo, KZ usw.) entronnen war. Damit hielt der NS-Staat den Schein des Rechts aufrecht.

Prinz Georg aber kämpfte weiter furchtlos für das Recht – auch nachdem die Russen in seinem Dorf einmarschiert waren. Sie haben ihn in ein KZ nach Sibirien verschickt und dort vor einen Pflug gespannt, bis er tot zusammenbrach.

### Der letzte Faden überstand dreieinhalb Jahre

Als der neue, dritte Betriebsführer, Oberingenieur Senkrecht, kurz darauf in den Krieg mußte, erkannte ich, daß sich das Unternehmen nicht mehr von der Schweiz aus halten ließ. Ich konnte einer deutschen Firma Gebäude und Maschinen verpachten. Das war ein sehr dünner Faden, der den Betrieb noch mit uns verband.

Vor der Verpachtung hatte ich vom interimistischen, vierten Betriebsführer verlangt, er solle in der Schweiz noch Weisungen entgegennehmen. Angeblich erhielt er kein Visum. Da sperren wir dem eigenen Tochterunternehmen bei unseren vier österreichischen Banken sämtliche Kredite. Ich verstehe nicht, warum die Partei nicht die Aufhebung dieser Maßnahme bewirkte, konnten doch nicht einmal die Löhne ausbezahlt werden. Auf jeden Fall tauchte nun der Betriebsführer innerhalb 24 Stunden auf. Er versah noch über ein Jahr sein Amt, als die deutsche Firma im Oktober 1941 den Betrieb übernommen hatte.

Ich selber erhielt wegen des «Spionagefalls» lange kein Visum mehr nach Deutschland und Österreich, während zugleich die Gestapo in Bregenz Auftrag hatte, mich bei meiner Einreise zu verhören! 1942 war eine Zusammenkunft zwischen dem Zentralverband der deutschen Industrie und dem Verband der Schweizerischen Maschinenindustrie (VSM) geplant. Die deutsche Seite erklärte, die Delegierten Gyr, Schiesser und ich würden nicht zugelassen. Der VSM ließ sich das nicht gefallen. Die Konferenz fiel ins Wasser – nachträglich gesehen glücklicherweise, hätten sich doch bloß Zweideutigkeiten ergeben können.

Als die Deutschen im Mai 1945 vor dem Einmarsch der Amerikaner die Stadt N. verließen, hat unsere Belegschaft in umsichtiger Weise den abziehenden deutschen Direktor gezwungen, zwei Herren des Betriebes die Unterschrift zu erteilen, so daß die Firma wieder handlungsfähig war.

Von unserem Konsulat wurden sofort Plakate an der Fabrik angeschlagen, diese sei Schweizer Eigentum. Unsere Belegschaft konstituierte sich aus eigener Initiative als «Gewerkschaft Klar und Fest» und übernahm die Weiterführung des Betriebes recht erfolgreich, indem sie die vorhandenen Lagerbestände der deutschen Firma an Flugzeugmaterial zu Zigarettenanzündern und Ladeaggregaten für Automobile umbaute. Auch wurden die Bankguthaben der deutschen Firma zur Instandstellung der durch Bombenangriffe eingedrückten Nordwand der Montagehalle und der Dächer verwendet. So betrug 1945 der Betriebsverlust nur etwa 60 000 D-Mark.

Nun war aber auch ein letzter, stärkerer Faden wieder zum Vorschein gekommen, der diesen Betrieb mit uns verband: der moralische und industrielle Kredit unseres Landes und unserer Firma. Schon Anfang Mai 1945 waren Boten der Belegschaft zu uns gekommen, um uns mitzuteilen: «Wir wollen die Schweizer wieder haben!» Darunter war auch Prinz Heinrich von Schwarzenberg, der dann in der österreichischen Botschaft unterkam, mit vollständigen Listen der zurückgekehrten Belegschaftsmitglieder, der Vorräte usw. Mein erster Mitarbeiter in der Schweiz und ich bemühten uns dann um möglichst baldige Einreise nach Österreich.

#### Leutnant Johnson

Die Bürokratie der amerikanischen Vertretung in Bern hätte uns aber monatelang hingehalten. Wir erfuhren indessen, im amerikanischen Hauptquartier bei der französischen Armee in Freiburg i. Br. existiere ein Spezialist für Österreich-Fragen: Leutnant Johnson. Wir erhielten durch Beziehungen ein französisches Laissez-passer bis Freiburg. Dort hörten wir, daß das Personal des französischen Kommissariates der Elektrizitätsversorgung freien Eintritt im amerikanischen HQ hätte und der Kommissär um 11 Uhr jeweilen zum Frühschoppen gehe.

Wir pflanzten uns also zur rechten Zeit mit einem Taxi am Eingang der Straße auf. Als unser Kommissär pro-

grammgemäß sein Amt verlassen hatte, ging ich mit einigen Päckchen Zigaretten zum Büro hinauf und bat dort die Sekretärin des Stromgewaltigen, uns zum Leutnant Johnson zu führen – was sie nach einigem Zögern tat, da die Deutschen den Franzosen gerne kleine Streiche spielten.

Im HQ, das einem schweizerischen KP sehr ähnlich sah – großes Schulhaus usw. –, führte sie uns an vielen Zimmern mit wartenden Deutschen vorbei, direkt zu unserem Leutnant. Der fragte, wo denn eigentlich diese Stadt N. liege?

«An der Donau.»

Was denn die Donau sei?

Nun wurde ich wütend: «Die Donau, das ist der Fluß, den Sie hier auf dem Ärmel haben (Armée du Rhin et du Danube).»

Worauf er fluchte: «Go to the devil!» und unser französisches Laissez-passier abstempelte mit dem Visum «Good for going to N.».

#### Eine kalte Nacht

Wir sprachen auf der Durchreise noch beim Bahnhofsvorstand Hartmann in Buchs vor, einer sehr mächtigen Person, die mehr oder weniger den ganzen Verkehr über die Grenze dirigierte. Er stellte uns der französischen Sûreté vor, die dann sofort statt unsere Papiere zu kontrollieren, Achtsungstellung annahm. Immerhin sagte er uns, sein Einfluß reiche nur bis Innsbruck. Auf mehreren Stationen schauten wir dann schadenfroh Dutzenden von Reisenden zu, welche aus dem Zug entfernt wurden.

Doch etwa 100 Kilometer vor N. kamen hochkriegerische GI's unter Helmen mit Tarnnetz ins Coupé und teilten uns mit, unser französisches Laissez-passier interessiere sie nicht, wir müßten den Zug verlassen. Per Camion wurden wir zu einem Posten und später zurück nach Salzburg transportiert, wo wir das HQ aufsuchen sollten.

Ich erinnerte mich aber, daß in Salzburg mein alter Bekannter Schmid, Leiter eines Amtes der österreichischen Bundesbahnen, sein Büro einge-

richtet hatte. Daher verbrachten wir den Rest der Nacht trotz der Kälte im verbombten Bahnhof in einem ungeheizten Wartsaal zusammen mit einigen Hundert freigelassenen Gefangenen.

Am Morgen traten wir den Weg zu Herrn Schmid an, der uns mit Hallo begrüßte! «Sie müssen schleunigst Ihre Firma wieder in Betrieb bringen. Wir brauchen euer Material dringend!»

Noch so gern, aber er mußte zuerst einmal dafür sorgen, daß wir überhaupt dorthin kämen.

Er telephonierte zum Schweizerkonsul. Dieser machte sich umgehend auf den Weg und verschaffte uns die Unterlagen für die Ausstellung des Vier-Sprachen-Passes, der uns gefehlt hatte. Ein solcher stand zwar nur in Oesterreich wohnenden Personen zu, aber bei den damaligen Wildwestzuständen konnte der Konsul das mit seinen amerikanischen Freunden zusammen ohne weiteres für uns arrangieren – ein Beispiel für das unbürokratische Verhalten unserer Beamten im Ausland.

#### Tell hat sich durchgesetzt

Der Anblick der verbombten Stadt N. war auf die Dauer sehr deprimierend. Ich war froh, endlich abreisen zu können. Zuvor erkundigte ich mich noch nach dem Schicksal der beiden Bilder, dem Hitler und dem Tell.

«Jessas, den Tell, den haben wir ja ganz vergessen, wir haben ihn nämlich im Keller versteckt.» Im Triumph wurde er sogleich, fein säuberlich in Papier verpackt wieder heraufgeholt. Dann wurde er an die Wand gehängt.

Was ist aber aus dem anderen geworden? «Den haben wir, als die befreiten KZler aus dem Lager vorbeizogen, zum Fenster hinaus auf die Straße geworfen, worauf die Vorüberziehenden riefen: „Hättet ihr ihn net aufigehängt, brauchtet ihr ihn net außizwerfen!“»

Im Sommer 1946 konnten wir zusammen mit einem neuen österreichischen Partner die Firma neu gründen und den Betrieb wieder selber übernehmen. Sie hat sich seither zu neuer Blüte entwickelt.